

war ein albernes Weib. Man war starr, wenn man sie aufgeputzt sah, zum Ausgehen oder für das Kino bereit, in das sie überaus vernarrt war. Man dachte: das ist unmöglich, so was gibts ja gar nicht. Dies Durcheinander von Farben. Dies Uebermaß von Gekräusel. Diese elefantenhafte Masse . . . In Madelines Alter war Frau Dietz der Typ „Süßes Maderl“ gewesen. Und das war ihr zur Gewohnheit geworden, einer Gewohnheit, von der weder Jahre noch Spiegel oder Waage sie abbringen konnte.

Mit 17 hatte sie George Dietz, einen Buchdrucker, geheiratet; als sie 39 war, hatte sie ihn begraben. Das war tragisch. Aber es war nicht so tragisch, wie es hätte sein können. Denn als Frau Dietz 39 war, war Madeline 20 und imstande, ihre Mutter zu erhalten.

Frau Dietz hatte, wie man wissen muß, ein Herz. Großgeschrieben. (Man konnte dieses ganz spezielle Herz ebensowenig klein schreiben, wie man es übersehen konnte.) Niemand, sagte Frau Dietz, aber auch niemand wußte, was sie mit ihrem Herzen litt. Zugegeben. Niemand wußte, obgleich das sicherlich nicht Frau Dietz' Schuld war.

Wegen ihres Herzens mußte Frau Dietz erhalten werden. Dieses Herz war ein Tyrann. Es erlaubte ihr keine Arbeit oder Tätigkeit, sondern bestand absolut auf Kinobesuchen, Schläfchen und Schaukelstühlen. Frau Dietz gehorchte ihm aufs Wort. Sie sagte, sie habe Angst, ihm zu widersprechen.

Madeline, erzogen in dieser Herz-Tradition, war zu ängstlich, um ihre Mutter davon abzubringen.

Außerdem gab es natürlich noch einen Assistenten dieses Tyrannen, und das war Frau Dietz' Rücken . . .

„Madeline?“

„Ja.“

„Endlich zu Haus?“

„Ja.“

Frau Dietz seufzte abgrundtief. Von dem verdunkelten Schlafzimmer, durch den offenen Korridor und das Vorzimmer schallte der Seufzer, und Madeline, ihre Hand noch an der Türklinke,

fragte: „Was ist los, Mama? Ist irgend was passiert?“

„Nichts Besonderes. Nur mein Rücken wieder einmal.“

Frau Dietz sagte das, als ob jemand gesagt hätte, es ist nichts weiter als ein Erdbeben, eine Feuersbrunst und ein Wirbelsturm . . .

Madeline ließ die Türklinke los, tastete sich die Wand entlang, bis sie das Bücherbrett fand und die Streichhölzer darauf. Sie nahm eins und zündete das Gas an. So, da war sie also zu Hause. Da waren all die Gegenstände der Wohnung. Der eichene Eßtisch mit den gewundenen Füßen. Das Sofa aus Kunstleder. Die beiden Schaukelstühle und der andere Stuhl. Das Bücherbrett. (Es standen nur Nippesfiguren darauf.) Die schlaffen Tüllvorhänge, die etwas eingelaufen waren. Die kartoffelbraune Tapete. Die Bilder von Jesus, dem Grand Cañon, dem verstorbenen George Dietz, George Washington, der Brandung am Meeresstrand, ein Oeldruck „Unter dem Myrtenzweig“ und, ein ungerahmter Zeitungsausschnitt: Colonel Charles A. Lindbergh.

Das Zimmer war eng und dumpfig, und Madeline öffnete zunächst einmal ein Fenster. Dann ging sie nach dem Schlafzimmer, legte im Vorbeigehen die Handtasche auf den Tisch und hängte den Hut an die Stuhllehne. Sie sah müde aus. Die Haut, die das rote Haar so süß küßte, war bleich, und sie hatte dunkle Schatten unter den nußbraunen Augen. Aber sie ging mit schnellen, energischen kleinen Schritten.

„Das ist ja scheußlich“, sagte sie, „tut es sehr weh?“

Sie stand jetzt am Bett, ängstlich auf ihre Mutter hinabsehend. Das Licht aus dem anderen Zimmer zeigte ihr einen mächtigen Wall von Bettüchern und tief zwischen den Kissen ein niedergeschlagenes rosa Gesicht unter einer Krone von Haarwickeln.

„Schrecklich“, wimmerte Frau Dietz, „es ist schrecklich. Es fing gegen acht an, und seither habe ich die ganze Zeit Qualen gelitten.“